
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 173. Bromberg, den 2. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von Konrad Beste.

Copyright 1932 by Albert Langen — Georg Müller-Verlag, G. m. b. H., München.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie war als eine Gehetzte des Bösen auf das Moor gekommen und sie verließ das Moor als ein Gotteskind.

Ihr Geliebter hatte bisweilen geprahlt und geschimpft auf diesem Wege — sie hatte es nicht gehört. Er war hinter ihr gegangen und sie hatte geführt und wußte selbst nicht darum.

Der, den sie führte, war fern von ihr gewesen, und als er sich auf der Straße wieder zu ihr gesellte, war er ihr nicht näher gekommen als auf dem Moor . . .

Sie kamen zum Kreuzkrüger, lange nach Mitternacht, aber es war noch hell hinter den Fenstern der Schenke. Lina konnte das Schild über der Tür lesen: „Gastwirtschaft und Ausspann zum Kreuzkrüger bei Christian Schöndube".

„Eine gute Kneipe . . .", sagte Ferdinand, „hier ist wohl schlecht hinzukommen, aber wer einmal sitzt, der sitzt auch . . . Er hat auch einen großartigen Wacholder, das Glas ist bald doppelt so groß wie bei uns . . . Ich hätte Lusten, einen zu nehmen . . ."

Er war so unendlich erleichtert, den Gang über das Moor bestanden zu haben, daß vorerst alle andere Not und Gefahr versank. Er freute sich ehrlich auf den Wacholderschnaps.

Schöndubes Gaststube war niedrig, am dicken Eichengebälk der Decke hing schwerer Qualm aus Pfeifen und Zigarren. Es saßen noch ein paar Händler da, die über Land gefahren waren — so mancher Saufaus blieb hier hängen und ließ hier ein schickliches Opferteil seines Verdienstes vom heutigen Tage . . .

Schöndube geigte auf der Säge, als die beiden eintraten, er fuhr fort und ließ sich nicht stören. Das Instrument ruhte auf seinem runden freundlichen Bauch, der leise auf und ab ging beim Geigen . . .

Hernach begrüßte er das Paar in der Ecke, er musterte Lina scharf mit seinen kleinen, quicken Augen und fragte sie gleich, wie es gehe. Sie nickte und sah ihn so ruhig an, daß er staunte. Ferdinand fragte nach Schnaps, er meinte, man könnte dann alles Nötige besser bereden. Schöndube brachte die Gläser, er sagte zu Ferdinand:

„Dast ist dir aber ein verflixt starkes Beest, was ihr in Kleindahle habt, die kriegt selbst meinen alten Schimmel zum Stehen . . . Ich dachte mir schon, daß du heute nochmal kämst . . . Wenn ihr fortgeht, dann geht nicht aus der Haustür, geht in die Küche, die nächste Tür links . . . Ich komme nach einer Weile nach."

Lina wollte dann auch gleich gehen, aber Ferdinand hatte Lusten auf noch einen zweiten Schnaps, sodann noch auf einen dritten . . . Er war kein starker Trinker, aber die tiefe Erschöpfung nach soviel Angst verlangte dringend nach etwas Behagen . . .

Ehe sie gingen, fragte er Lina plötzlich, etwas erschrocken:

„Wie geht es dir denn nun eigentlich? Du jammerst ja gar nicht mehr . . .?"

„Es geht mir besser", sagte sie und stand auf.

In Schöndubes Küche war es stockdunkel, als sie eintraten.

„Mach Licht . . .", sagte sie, sie dachte nicht daran, daß er nichts zum Lichtmachen bei sich habe. Er hatte es auch wohl vergessen, zog sein Feuerzeug, drehte und die kleine bläuliche Flamme flackerte in der finsteren Küche. Da erst wurden sie inne, was sich begeben, aber sie sagten nichts, er pfiff nur kurz durch die Zähne . . . Dann entzündete er eine dicke Kerze, die auf einem Eckbrett mit ihrem eigenen erstarrten Geträufel festgeklebt worden war. Die Flamme tanzte hin und her und hob wechselnde Dinge aus der Dunkelheit der Wand, ein roh gearbeitetes Kreuz aus Eichenholz und das Postkartenbild eines tausendpferdigen Rohölmotors, neben dem Schöndube in einem Monteuranzuge stand . . .

Schöndube kam, er trällerte ein lustiges Liedchen vor sich hin.

„Das ist recht, daß du Licht gemacht hast . . .", sagte er. Er setzte sich Lina gegenüber an den Küchentisch, eine Schüssel mit Pellkartoffeln und ein Schälchen mit Zwiebelstippe stand zwischen ihnen.

„Guck mich an . . .", sagte er zu Lina. In der Tiefe ihrer dunklen Augen sah er den Widerschein seiner ärmlichen Kerze, sah er ein Licht, das ihn stutzig machte. Er holte aus dem Tischkasten einen großen eirunden Feuerstein und einen Hammer, er schlug gegen den Stein und ein Funken fuhr durch das Dämmern, er schlug drei Mal, drei Mal kam Donars reinigender Funken gesprungen.

Dann legte er die Hand auf Linas Schläfe, fuhr langsam über die Wange, die Schulter, den Arm und sprach, wie um die Beschwörung Donars zu sühnen:

„Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes — Amen."

Er machte eine Pause, Linas Augen leuchteten ruhig und fest, auf ihren freudig geöffneten Lippen noch funkelte ein Abglanz fernen Lichtes . . .

Schöndube begann nicht mit seinen Sprüchen, er blickte mit seinen kleinen findigen Augen lange das Mädchen an. Endlich sagte er:

„Du kannst nach Hause gehen — du bist gesund. Dir hat schon jemand geholfen."

Sie gingen. Draußen sagte Ferdinand ärgerlich:

„Der macht sich's leicht . . . Wenn er helfen soll, sagt er ganz einfach, es hat schon jemand geholfen . . . Alles Schwindel! Nur sein Schnaps nicht!"

Sie sagte nicht darauf. Sie schwieg auch während der ganzen Fahrt, die sie glücklich beendeten, als der erste Morgen graute.

Es wurde nun wirklich besser mit Lina, der Magd des Vollhöfners Cordes. Die Schmerzen wichen, die Kräfte kamen wieder, die Farben kehrten zurück in ihre Wangen.

Ferdinand lachte:

„Siehst du — wir haben uns ganz umsonst geängstigt! Der Doktor hätte dir sowieso geholfen! Es gibt keinen bösen Blick!"

Sie erschrak sehr über diese Worte, es war ihr unheimlich, daß er so leichthin redete, sie wollte etwas erwidern, ihn vor der Macht des Bösen warnen, vor der Feindschaft von Anbeginn, die sich furchtbar beredt und lähmend erhoben hatte vor ihrem jungen Leben, sie wollte von jener großen, seligen Abwehr reden, die in ihr selber erstanden war auf dem nächtlichen Moor — aber sie konnte noch nicht Kunde geben von dem, was ihr ganzes Leben zu durchdringen begann. Sie fühlte wohl auch, daß Worte bei ihm zu früh kommen würden, daß er nur den halben Glauben habe: den halben ans Böse und den halben ans Gute. Sie ergriff seine Hand und sah ihn nur schweigend und bittend an ...

Wenn Vollmoors Frau nun auf Cordes Hof kam, so blickte sie mit ihrem zähen lauernden Lächeln auf Lina, die ruhig ihren Blick ertrug.

Eines Abends, als Cordes Vater mit Vollmoors Frau allein im Zimmer saß, rühmte er den Fleiß und die Kräfte der jungen Magd, die nun glücklich wieder genesen sei, nachdem sie lange gekränkelt habe. Er rühmte auch den Doktor, und Vollmoors Frau zögerte nicht, der Wissenschaft des trefflichen Mannes das höchste Lob zu spenden. Ja, sie gab auch ihre aufrichtige Freude zu erkennen, daß Lina gesundet sei — denn so ein tüchtiges Mädchen würde man immer nur ungern aus dem Hause geben ...

„Das ist gewiß", sagte Cordes Vater fest und schlicht.

„So ein tüchtiges Mädchen muß man halten, solange man irgend kann ...", wiederholte gewichtig die Witwe.

Cordes Vater nickte stumm.

„So ein tüchtiges Mädchen läßt man am besten überhaupt nie aus dem Hause gehen, Cordes Vater ..."

Cordes Vater horchte bei diesen Worten auf, seine Stirn zog flüchtig Falten und seine riesigen Ohren bewegten sich leicht. Er blickte aus wachen Augen Vollmoors Frau an, sagte dann aber leichthin:

„Nun — sie wird ja doch eines Tages freien ..."

Hierauf lächelte Vollmoors Frau und schwieg; sie verstand sich auf ein so drückendes Schweigen, daß es Cordes Vater schließlich unbehaglich ward. Nur, um etwas zu sagen, fuhr er mit seinem letzten Satz ein wenig fort:

„Ja, ja ... dann wird sie doch aus dem Hause gehen, wenn sie freit."

„Ohh ...", meinte die Witwe Vollmoor, „es hat schon manche Magd gefreit und ist im Hause geblieben."

„Aber unser Knecht Wilhelm ist bald sechzig Jahre alt und wird nicht mehr heiraten."

„Das ist gewiß — er ist ein alter Mann. Aber justament Wilhelm meinte ich nicht ..."

Was Vollmoors Frau denn nun wirklich meinte, das ergab sich, nachdem die beiden sich noch eine ganze Weile mit ihren Worten und ihrem Verschweigen umschlichen und vorsichtig mit Liebenswürdigkeiten gefüttert hatten. Es ergab sich auf eine so manierliche, so freundliche Art, daß der Alte zwar bis an den Schopf erbleichte, daß er zwar heftig zitterte, als er aufstand, aber doch mit den ruhigen Worten zur Tür schritt:

„Wir wollen gleich Ferdinand fragen."

Ferdinand wurde gerufen, wurde gefragt und Ferdinand antwortete freundlich: es sei gewiß, daß er Lina, die Magd zu ehelichen gedenke. Es sei ihm recht, daß man ihm endlich Gelegenheit gebe, seinen festen Willen zu bekunden. Dann fügte er sogleich hinzu:

„Vielleicht willst du mich wieder schlagen, Vater ... Dann halte ich wieder still. Nicht mir geschieht Schaden durch solchen Schlag, sondern dem, der mich schlägt."

Der alte Bauer schlug ihn nicht wieder. Er sagte auch nichts. Er verließ die Stube, in der Ferdinand mit Vollmoors Frau allein blieb.

„Du kriegst aber eine niedliche, gute Frau — ich gratuliere ...", sagte die Witwe Vollmoor, kaum, daß des Vaters Schritte verhallt waren.

„Niedlich ist sie, das ist wahr. Und gut — gut ist sie so sehr, daß die Hexen sie nicht leiden können."

„Das ist so gefährlich nicht, Ferdinand — es gibt keine Hexen."

„Nein — es gibt nur freundliche Weiber, die mit ihrem passigen Verwalter allein bleiben möchten und ihre Töchter am liebsten auf einem fremden Hof verheiratet sähen. Sie können nur Pläne schmieden und lungern und horchen und um die Ecken schielen und die Menschen vor Angst krank machen ... Das ist alles, was sie können. Hexen können sie nicht."

„Nicht ...?" fragte die Frau und sah den frechen Bengel bösartig lächelnd an, und nun war ihre gespaltene Seele vom Haß zu einer einzigen Kraft so jäh zusammengeglüht, daß sie die fragliche Kunst des Hexens, wenn sie ihrer wirklich nicht mächtig gewesen, ja, wenn es sie wirklich niemals gegeben hätte, in diesem Augenblick hätte erfinden und lernen können.

Dieser Abschnitt ihres Gespräches hatte sein Ende erreicht; es gab in allen Sprachen der Erde kein Wort, das stark genug gewesen wäre, der Feindseligkeit dieser Frau zu genügen.

Obwohl sie nun eine Weile keine Worte wechselten, hielten sie einander doch mit den Widerhaken ihrer schweigend empörten Herzen so fest gepackt, daß sie beide verharrten im giftigen Bann dieser Stube. Während nun seine männliche Einfalt nach neuen, verwundenden Stichen ins Herz der Feindin suchen mochte, erwies sie sich wiederum als Mensch der Tat, als das kluge Weib, deren Ahnfrauen schon den Rat der alten Sachsen heimlich gelenkt, das Weib, dem das Wort zu wert ist, um es als plattes, gemünztes Gefühl zu verplempern, sondern dem diese schöne, dem Menschen verliehene Gabe des Sprechens ein Mittel ist, große, weitschauende Pläne zu verbergen.

Nach einiger Zeit sagte die Frau, ohne den billigen, zweifelhaften Schimmer ihres Lächelns, ernst und beinahe innig:

„Es kam so, daß wir von Lina redeten, und ich lobte sie. Denn es ist nichts an ihr zu tadeln. Ich glaube, daß auf diesen Hof niemals eine bessere Frau einziehen kann, dein Hof wird es noch spüren. Das ist meine Meinung und das habe ich deinem Vater gesagt."

Er lachte laut:

„Deswegen hast du sie auch verhext ...!"

Die Frau erwiderte ruhig und schlicht:

„Ich will die Worte wiederholen, die du deinem Vater gesagt hast: Nicht mir geschieht Schade durch diese Kränkung, sondern dir. Ich habe dich immer für einen klugen Menschen gehalten."

„Aber für dumm genug, dich nicht zu durchschauen!"

„Ich halte dich sogar für klug genug, mich kennen zu lernen."

„Ich weiß schon, wie Hexen beschaffen sind ..."

„Die Leute sagen, du wärest der Gescheiteste im Dorf — und du glaubst an Hexen ...?"

Er horchte auf. Der erste Teil ihres Satzes ließ ihn zögern in seinem angriffslüsternen Mißtrauen. Da die Menschen sich selber lieben, wird es ihnen oft schwer, diejenigen zu hassen, die ihnen die tiefe Berechtigung ihrer Liebe zeigen.

„Der Gescheiteste im Dorf ... So ein Geschwätz ... Wer sagt denn das?"

„Jeder, der nicht lügt. Der Schulmeister sagt, du und Lina, ihr wäret die besten in der Schule gewesen, seit er in Kleindahle ist. Und was sagt der Pastor? Du weißt, ich besuche ihn manchmal in der Stadt, und es kam bei Gelegenheit die Rede auf dich: er hat nicht einmal in der Stadtgemeinde einen besseren Konfirmanden gehabt als dich. Er sagt, du wärest bald zu schade zum Bauern. In der landwirtschaftlichen Schule hast du zwei Prämien erhalten, das hat in der Zeitung gestanden — ist das wahr oder ist das nicht wahr?"

Er grunzte und zuckte die Achseln.

„Es ist wahr — und du glaubst an Hexen?"

„Na ja ..., was man so Hexen nennt ... Du weißt schon ..."

Er lachte und es sollte frech klingen, es klang aber nur wie eine Aufforderung an sie, weiterzureden von seiner Klugheit.

„Wenn dein alter Knecht Wilhelm an Hexen glauben würde, so wäre das in Ordnung und er würde einen dauern. Aber er glaubt nicht daran, er weiß, daß er auf Jesum Christum getauft ist, der ihn mit seinem Blute erkauft hat aus der Gewalt des Bösen."

„Amen . . .“, sagte Ferdinand und lachte, aber sein Lachen fiel noch schlechter aus als das erste.

„Lache nicht . . .“, sagte sie, „ich habe dir die Wahrheit gesagt und über die Wahrheit lacht kein kluger Mann.“

„Aber ein kluger Mann darf doch an böse Weiber glauben . . .?“

„Ein kluger Mann wird sich zehnmal überlegen, was er glaubt. Und am klügsten ist er, wenn seine Klugheit ausreicht, die eigenen Irrtümer zu erkennen.“

Dies war das Ende ihres Gespräches, welches sich in den wohlabgewogenen und hellhörigen Worten der niederdeutschen Sprache vollzog. Vollmoors Frau verließ die Stube.

Ferdinand blieb, er wußte, daß die Mutter herbeigeholt werden würde.

Die Mutter kam — sie kam im Schatten des Vaters, der sich breit vor den Sohn hinstellte. Er deutete rückwärts auf die Mutter, die hinter ihm stehen geblieben war.

„Da — willst du deiner Mutter dasselbe sagen?“

„Jawohl“, sagte Ferdinand, vollkommen ruhig. Er glaubte im Auge der Mutter einen Schimmer von Zweifel, wenn nicht von Verständnis wahrzunehmen . . . Jetzt meinte er gar ein unmerkliches Nicken des mütterlichen Kopfes im Schatten des Vaters zu sehen . . .

Aber vielleicht war es auch nur das Zittern der Abend sonne, die durch die Vorhänge irrte.

„Du siehst, wie verbohrt er ist . . .“, wandte der Alte sich zur Frau, „was sagst du dazu . . .?“

Sie wartete mit ihrer Antwort, dann sagte sie leise und traurig, indem sie die Augen niederschlug:

„Er wird es ja doch nicht tun . . .“

Der Sohn aber hörte aus ihren Worten heraus:

„Tu es, tu es . . . tu es . . .“

„Die Mutter hat ganz recht“, sagte er, „ich werde es doch tun!“

Die Mutter zeigte ein erschrockenes Gesicht, sie starrte ihn ratlos an. Der Vater sagte:

„Er ist verrückt . . . Er ist manchmal schon ein bißchen wunderlich gewesen . . . Aber er wird schon vernünftig werden. Morgen kommt das Mädchen aus dem Hause.“

Ferdinand fuhr auf — der Alte aber legte ihm die harte Hand auf den Mund:

„Morgen kommt Lina aus dem Hause. Komm, Mutter, wir wollen es ihr sagen.“

Sie gingen. Sie sagten es Lina.

(Fortsetzung folgt.)

Merve betet.

Von Georg Grabenhorst.

Unter den von der Reichsschrifttumsstelle ausgewählten „Sechs Büchern des Monats“ ist auch die „Merve“, der Roman eines jungen Mädchens, von Georg Grabenhorst (Verlag W. G. Korn, Breslau, Ganzleinen 5,50 Reichsmark). Wir bringen aus dem Buche einen kleinen Abschnitt, der von der Feinheit der Sprache wie der Gesinnung zeugt.

Merve Groothuis hatte schwimmen und reiten eher und leichter als beten gelernt. Man war nicht sehr fromm in Farenholz, jedenfalls war man es nicht in der Art wie in Velber, wo die alte Gräfin alle vierzehn Tage für die Tagelöhnerfrauen und Zofen Bibelstunden abhielt, sie mit „meine Liebe“ und „Ach, Sie Gute“ anredete und auf eine Meile im Umkreis zur Konfirmation Gesangbücher und zur Hochzeit Bibeln verschenkte. In Farenholz beschränkte man sich darauf, seine Leute anständig zu behandeln, den Pfarrer ein und das andere Mal im Jahr zum Tee ins Haus zu bitten und im übrigen zu den Festtagen und ein paar Sonntage darüber her zur Kirche zu fahren und in dem von der Gemeinde wohl beobachteten Herrengestühl über der Predigt nicht einzuschlafen.

Man hatte ja einigen Grund, zu Gott ein besonderes Verhältnis zu haben, und wie man von seinen Toten nicht sprach, so schwieg man auch von Gott, so lange es irgend anging. Es war besser so. Man ließ ihn in Frieden, man machte einen Strich unter die offenen Rechnungen, die der jähe Tod so vieler geliebter und nächster Menschen zwischen Gott und den Groothuisen einmal hatte stehen lassen, man begann ein neues Konto, ein weniger umfängliches, weniger genau geführtes, ein Konto, das man eigentlich nur um der Form, um der Ordnung willen einrichtete und um das man sich sonst nicht eben viel bekümmerte. Wozu sollte es taugen? Das frühere Vertrauen war nicht mehr da, und zurückzugewinnen? Von heute auf morgen war das nicht möglich. Man ließ es also gehen, wie es gehen wollte. Die abendlichen Gebete, früher einmal die demütige Abrechnung und Versicherung des Tages, die gesammelte Kraft der Liebe und des Glaubens, blieben noch eine Zeitlang Suche und Klage nach Verlorenem, dann waren sie müder Vorwurf und Gewohnheit geworden, und endlich vergaßen sie sich ganz, unmerklich, einfach, weil es nichts mehr gab, das an sie erinnerte, das sie vermissen ließ.

Nun kehrten sie für Merve wieder in einer sonderbar veränderten, verzerrten Gestalt. Ihre heiße, flackernde Rede begann sie mit Sätzen wie diesen zweifelnden, ungläubigen, mit diesen drohenden und erpresserischen: „Wenn du bist, Gott . . .“, huben sie an, „wenn dir noch etwas an mir gelegen ist, Gott . . . Wenn du nicht willst, sie von dir predigen, von deiner Güte und Hilfsbereitschaft Lüge und Betrug ist, Gott . . . Wenn du nicht willst, daß ich mich verliere, daß ich mich verachte und verabscheue, Gott . . .“ und endlich brachen sie aus, empörerisch aus ihrer tiefsten Erniedrigung und Verzweiflung: „Wenn du mich verrätst, Gott . . .“, schrien sie, „wenn du mich verraten willst, Gott, du mich, der ich hier auf den Knien vor dir liege und dich anflehe . . .?“

Betet man so? Wenn, wenn, wenn?!

Wer will beschreiben, was beten heißt, wer will jene inbrünstigen Minutenewigkeiten ergründen, die eine hingegebene, im Glauben ruhende Seele im Gebet erlebt? Eins aber, soviel ist gewiß, Merve Groothuis, heißt beten nicht: Vorbehalte machen, Bedingungen stellen und drohen. Beten heißt bitten, demütig bitten, Merve, und sich dem Willen Gottes unterwerfen im blinden Vertrauen. Du aber vertraust nicht, bittest nicht, du kommst zu Gott wie zu einem Händler und Kurpfuscher, dem du im Grunde deines Herzens tief mißtraust, zu dem dich nur die Verzweiflung getrieben hat, und den du, um die Stimme deines Gewissens zu betäuben, nun auch als einen Pfuscher und Scharlatan anschreist. Weil du es eigentlich nach deinem ganzen Wesen für feige und deiner unwürdig hältst, jemanden um Hilfe anzuflehen, um den du dich bis dahin gar nicht gekümmert hast, erniedrigst du ihn, den du anrufst, höhnst du ihn, diktierst du ihm den Preis, machst du deinen Glauben zahlbar wie eine Münze, die man erst auf den Tisch legt, wenn der Pfuscher seine Wundersalbe herausgerückt hat und die bestrichene Wunde Linderung gefunden.

Nein, Merve, so beschwörst du den Aufruhr deiner Seele nicht. Man kann vor einem Vergangenen fliehen, vor dem Gegenwärtigen aber gibt es keine Flucht, hier nicht, für dich nicht.

Eisberge im Nebel.

Tagebuchblatt eines alten Seemanns.

Von Hermann Lienau.

Tückisch ist die See wie eine schlimme Frau! Schelmisch winkt sie uns mit feuchten blauen Augen zu, kost mit sanften Wellen unsere Glieder, läßt den Mondschein verführerisch auf ihrer glitzernden Haut spielen und ihre Tiefen in Milliarden von Funken erglühen. Ihr Innerstes aber sinnt Verderben und Tod. Unter der blanken Haut liegen Untiefen und dräuende Klippen, und widrige Stömungen verderben den sichersten Kurs der Schiffe.

Wird die See ganz tückisch, so zieht sie einen grauen, dichten Schleier über ihr Gesicht. Das ist der Nebel!

Es gibt für den Seemann nicht Schlimmeres auf dem Meere. Verhüllt sind dann die gastlichen Küsten, die Kimm, die gefährliche Brandung, die Seezeichen, die anderen Schiffe und die Eisberge. Im Nebel bleibt dem Seemann nur noch das Gehör; aber auch das Gehör täuscht den Gegner in unerklärlicher Weise, weil er die Töne hinterhältig verschluckt und verwirrend wieder ausspeit.

Zu Hunderten treiben die Eiskolosse auf dem nördlichen Atlantik und gefährden gerade den günstigsten Treck der großen Amerikafahrer. Sie führen des Nachts keine Lichter, sie geben keine Signale bei Nebel, sie liegen wie Felsen im Fahrwasser und scheinen nur darauf zu lauern, daß die Schiffe an ihnen zerschellen . . .

Wir sind in der Eisgegend. Seit der Abfahrt von Newyork rast unser Schnelldampfer schon sechsunddreißig Stunden durch den faustdicken Nebel. Alle Schotten sind dicht. Die Telegraphen stehen auf „Achtung", die Maschinenposten sind doppelt besetzt.

Auf der Kommandobrücke starren zwei Wachoffiziere und der Kommodore mit angespanntesten Sinnen voraus in die graue Wand. Die Kragen sind hochgeschlagen, die Ölmäntel triefen von Feuchtigkeit.

„Beide Maschinen stopp! Hören Sie was, Herr Nemo?" ruft der weißhaarige Kapitän von der Steuerbordnock der Brücke.

Eine Minute schärfstes Horchen... Das dröhnende Gestampfe der wild laufenden Maschinen ist mit einem Schlage verstummt, das Rütteln des Schiffes hat aufgehört. Eine erlösende Stille umfängt uns; nun können wir jedes Geräusch aus der Ferne wahrnehmen.

Da...! der tiefe, langgezogene Ton einer Dampfsirene fern an Backbord voraus.

„Antworten!" ruft der Kapitän. Knallend setzt die doppeltönige Sirene unseres Schiffes ein. Wir warten . . .

Da! Wieder der andere. „Ein Gegenkommer, Herr Kapitän", melde ich, „der Ton wird deutlicher."

„Hart Steuerbord, Kurs Süd, beide Maschinen volle Kraft voraus!" kommt der Befehl. „Wollen dem Kerl nach Steuerbord weglaufen." Wir warten wieder . ..

„Hören Sie noch was, Herr Nemo?"

„Ja, aber schwächer. Jetzt kaum noch."

„Na, den wären wir los", reckt sich der Kapitän. Er läuft noch etwa zehn Minuten weiter auf Südkurs und läßt dann wieder auf den alten Kurs Ost aufdrehen. „Beide Maschinen äußerste Kraft voraus!" Wie ein großes blindes Tier wirft sich unser Schiff aufs neue mit voller Wucht in die graue Wand vor uns hinein. Auf der Brücke will es uns scheinen, als sei der Nebel noch dichter geworden.

Die vierzigtausend Pferdekräfte schlagen wieder ihren rastlosen Takt. Der Vorschrift entsprechend müssen zwei Quartiermeister alle fünf Minuten die Wassertemperatur messen. Es sind immer noch neunzehn Grad Celsius. Golfstromwärme. Dies war in jenen Jahren das einzige Mittel, die Nähe von Eisbergen festzustellen. Es gab keinen Funk, der hätte warnen können. Den „Nebelspalter", mit dem der Wachhabende mittels geheimnisvoller Strahlen durch den Nebel in die Ferne sieht, kannte man noch nicht. Es war kein Apparat an Bord, der das Echo der eigenen Schiffssirene, vom Eisberg zurückgeworfen, hätte auffangen können. Nichts dergleichen besaßen wir zu jener Zeit, nichts als die unvollkommenen wöchentlichen Eisberichte der Seewarten.

Uns wollte es immer scheinen, als stünde unser Kommodore mit einem Fuß im Grabe und mit dem anderen im Zuchthaus. Ihm saß die Konkurrenz der anderen Schiffahrtslinien um das Blaue Band des Ozeans, das unser Schiff damals führte, ständig im Nacken. Er mußte auf Biegen und Brechen, er mußte auf alle Fälle den Rekord halten, sonst holte ihn der Teufel . ..

Endlich scheint es klar zu werden. Schon ist die See weithin sichtbar. Unser Kapitän, der jetzt fast an die vierzig Stunden auf der Brücke gestanden hat, verschwindet müde und abgekämpft. Der Erste Offizier übernimmt das Kommando.

Nach einer halben Stunde wurde es wieder dick. „Laß man den Alten noch etwas ausruhen!" meint der Erste. „Kommt wohl wieder 'n Nebelloch."

Es wird wieder klarer, doch gleich wieder dicker Nebel. Wir hoffen auf schnelle Sicht, fahren noch etwa 10 Minuten. Aber dann läßt der Erste den Kapitän doch durch einen Matrosen wecken und gleichzeitig die Sirene aufheulen.

Noch ist der Kapitän nicht auf der Brücke, brüllt aus dem Krähennest des vorderen Mastes der Ausguckmann: „Segler links voraus!"

Der Erste Offizier springt an den Maschinentelegraphen und reißt ihn auf Stopp . . . Hart vor dem Bug des Schiffes reckt sich urplötzlich aus dem Nebel etwas Dunkles, Gewaltiges — genau, wie die Lappen eines großen Segellschiffes. Was sträuben sich die Haare . . . .

„Hart Steuerbord!" donnert der Erste Offizier. „Steuerbord-Maschine äußerste Kraft zurück!"

Das ganze Schiff zittert, der Bug dreht mit unheimlicher Geschwindigkeit ab, kommt frei — und eben, eben scheren wir mit unserer Backbordseite an einem gigantischen Eisberg entlang . . .

Um uns wird die Luft mit einem Schlag grabeskalt. Mit unserem Backbordheck bekommen wir aber doch noch das Ungetüm zu fassen. Ein harter Stoß! Das Schiff holt schwer nach Steuerbord über. Einem Bergsturz gleich poltern ungeheure Massen von Eis und Schnee auf das Achterdeck.

Da steht auch schon der Alte bei uns auf der Brücke. Mit steinernem Gesicht meldet der Erste Offizier, schon wieder gefaßt und ganz im Dienst: „Soeben Eisberg passiert . . ."

Da faßt ihn der Alte an beide Schultern. Für eine Sekunde ruhen ihre Augen ineinander. Dann umarmt der Kapitän seinen Ersten Offizier, wendet sich kurz ab und geht langsam auf seinen alten Platz auf der Steuerbordnock. In der uns gewohnten Ruhe geht schon wieder sein Befehl zum Maschinentelegraphen: „Beide Maschinen äußerste Kraft voraus! Kurs Ost!"

Nach tausend Menschenleben hatte die See gegriffen. Unser Erster Offizier hatte ihr die Beute entrissen.



Tiermörder im Blutrausch?

Seit April dieses Jahres wird die Landwirtschaft Schleswig-Holsteins durch rätselhafte Pferdemorde beunruhigt, die trotz eifrigster Nachforschungen bisher noch nicht aufgeklärt werden konnten. Insgesamt wurden durch den Verbrecher in diesem Zeitraum an den verschiedensten Plätzen der Provinz 19 Pferde niedergestochen. Erst am Montag fielen dem unbekannten Pferdemörder zwei Tiere in der Preetzer Gegend — bei Wittenberg und bei Klausdorf — zum Opfer.

Es ist nach dem Ergebnis der Untersuchungen darauf zu schließen, daß der gemeine Volksschädling Pferdekenner ist und außerdem vom Schlachten etwas versteht. An den Tatorten wurden Radspuren gefunden. Die von dem unbekannten Täter getöteten Pferde wiesen zum größten Teil eine etwa zehn Zentimeter tiefe Stichwunde in der Hauptschlagader auf, an der sie rettungslos verbluten mußten.

Man fragt sich nun, welchen Beweggrund der Täter wohl zu seinen Verbrechen gehabt haben mag. Rachsucht oder ähnliche Motive scheiden aus, da zum Teil Landwirte und alleinstehende Witwen heimgesucht wurden, die nie Anlaß zu Streitigkeiten gegeben haben. Bei Betrachtung aller Fälle kann es sich nur um einen Sadisten handeln, der die Pferdemorde im Blutrausch beging.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.